

Aus dem Bukolischen Tagebuch 1948

Autor(en): **Lehmann, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde**

Band (Jahr): **25 (1963)**

Heft 6-7

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-861380>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus dem Bukolischen Tagebuch 1948

Von WILHELM LEHMANN

21. Juli

Auf der Fahrt durch die Rheinische Tiefebene betrübte uns der schlechte Stand der Felder, der Kartoffeln, Rüben, des Getreides. Überschwemmung und Kälte haben sechs Wochen lang das Wachstum gestört. Auf dem Feldberg ist der Schnee vier Meter hoch gelegen. Man trug Winterkleidung. Aber jetzt lagerte die Glut des spät gekommenen Sommers über der weiten Ebene. Ich zählte an zwanzig Störche, die in den letzten Lachen nach Fröschen fahndeten. Ihrer zwölf schwebten in Schraubenlinien zur Höhe des blau glimmenden Himmels. Sie verwischten die menschliche Mühe, verwischten ohne Anstrengung die glitzernden französischen Flugmaschinen bei Rastatt. Als der Rhein aufblitzte, schwoll mir das Herz vor Wehmut, vor Freude.

Auf dem Baseler Bahnhof zwängte ich mich durch die Menge, die eine grosse Transportkiste neugierig umgab. Sie barg einen schwarzen Panther aus Hinterindien. Mein Auge erhaschte nur ab und zu ein Stück lodernden Felles. Die Basler Nachrichten kommentierten: «Denken Sie daran, wenn Sie im zoologischen Garten in seine wilden gelben Augen sehen, dass es sich nicht um eine «grausame Bestie» handelt, sondern um ein Wesen, das sein Recht auf Leben und unsere Achtung ebenso verdient wie wir Menschen.»

Indes das Schweizer Volk in massvoller Freude des Rütlichswurs gedenkt, sitze ich *im einsamen Garten eines Landhauses im Kanton Bern*. Ich habe Zeit, Pflanzen nachzusinnen. Im hundertjährigen Feigenbaum erwidern die weichen Linien seiner Fruchtbeutel dem sich windenden Stamme wie der Gestalt seiner lappigen Blätter. In den Stengeln des Holunders blutet das Violett dem Purpurschwarz seiner Beeren vor. Orgiastisch blühen Rosen, Löwenmaul, Zinnien, Helenium.

Auf dem Acker längs der Landstrasse roden ein junger Bauer und seine Frau Kartoffeln. Er pflügt sie auf. Die nierenroten blanken Pferde schlagen mit den Schwänzen, sich der Bremsen zu erwehren. Die Frau sammelt die Kartoffeln ein. Sie ist schön und mächtig. Der Haut der blossen Arme entspringen kleine Schweisstropfen. Sie erinnert mich an die Judith im Grünen Heinrich. Wie ich durch das sonnenglühende Dorf zurückgehe, begegne ich Conrad Ferdinand Meyer. Er geht in Hemdsärmeln und trägt eine Giesskanne.

11. August

Die Augustsonne glüht in der reingewaschenen Luft, wärmt selbst den Kies und prallt auf das Dach des Gartenpavillons. Giesskannenbrausen, Hecken-schere, ein Bündel Blumenstecken, ein flacher Korb voll abgefallener Dahlien-

und Geranienblüten begegnen einander auf der Gartenbank. Stilleben eines Gedichts, Mystik des Sichtbaren. Ich erprobe Valérys Variation des Descartes'schen Satzes: «Jetzt bin ich und denke nicht.» Ich gehe in den Schatten, so mindert sich das Sein. Ein Schwalbenschwanz schwebt, beherrscht den Flug als andere Schmetterlinge, über den Rasen. Ich setzte das Nichtich. Zu solchem Fanatismus des isolierten Denkens kann ich mich nicht entschliessen. Gebe ich auch ein wenig, das meiste wird mir gegeben, gibt «es». Ich habe nicht die kleinblütige Balsamine «gesetzt», die ich heute neben der mir vertrauten grossblütigen am Wege fand, und die orangefarbig blühende Stechapfelstaude vor der Tür eines Bauernhauses hat es vorher nicht in mir «gegeben».

Welch süßes Spiel spielt die Natur, indem sie einen bestimmten Charakter durch alle Tonarten treibt. Unerschöpfliche Lust, solchen Typus zu entdecken, wie er durch Kartoffel, Tabak, Petunie, Stechapfel, Tomate, Bilsenkraut geistert. Also käme ich auf die Idee Kants, dass die Grundformen der bildenden Natur den konstituierenden Elementen des Verstandes entsprechen? Ich begeben mich wieder in die Sonne. Der Unterschied von Innen und Aussen schwindet. Ich löse mich auf in das All, denn ich streife das Nichts. C'est la vie, et non point la mort, qui divise l'âme du corps, sagt wiederum Valéry.

18. August

Auf der Rampe unter dem weit überhangenden Dach des Bauernhofes, das wie eine Henne ihre Küchlein die Bewohner unter sich hegt, blühen über und über in hölzernen Kübeln Fuchsien. Armdick steigen die Stämme. Sie seien so kräftig schon gewesen, als sie vor dreissig Jahren den Hof übernommen habe, erzählt die grauhaarige Besitzerin. Aus dem «Stock» nebenan strahlt es von Begonien. Ein Rebgarten umzieht das Gehöft, Brombeerhecken mit riesigen Früchten. Weisse Hühnerherden picken. Im Laub verborgen, wirft mir ein pflückender Knecht aus hohem Baum Birnen herunter. Um zum «Freudigen» — so heisst der Hof — zu gelangen, musste ich ein Seitental hinaufklettern, grüne Bergwiesen hinauf, an einem alten verlassenen Steinbruch vorbei, wo heute noch Lenas drei Zigeuner rasten könnten, wo man den Freischütz aufführen könnte. Ungebrochene Stille, grosse Einsamkeit. Der Ruf des Hähers macht sie mir greifbarer. Der Tropfenfall von der Steinwand erschallt aus dem Jenseits. Hier schneiden auf den schwierigen Hängen noch Sichel und Sense das Korn, das Gras und verlangen vom Schnitter die Bewegungen der Ruth und des Boas auf Dürers Holzschnitt. Bereitet sich der Mensch immer nur darauf vor zu leben, hier lebt er, wird er gelebt.

24. August

In dem alten patrizischen Landhause, das mich beherbergt, riecht es nach Äpfeln. Vor dem Südfenster meiner Stube brennen Geranienfackeln. Hier ist

alles fest, gründlich, sicher, während zu Hause alles lose, unbestimmt, ärmlich, verwahrlost. Hier schlagen die Uhren die Zeit zweimal, dass der Mensch sie nicht überhöre. Hier stehen überall die stillsten aller Bäume, die Nussbäume. Lässtest du ein Stück Papier fallen, gleich wird es hinter dir aufgehoben. Hier wird die Geschichte jedes Dinges, jedes Lebens sorgsam aufbewahrt. Auch das kann, wie die Geschichtslosigkeit, unheimlich werden. *Der Deutsche kommt sich in der Schweiz wie ein Patient in einem Sanatorium vor*; es dauert lange, ehe seine ungläubigen Augen der ruhevollen Umgebung trauen. Ihre Nöte vernichten sich gegen unsere Not. Ich wanderte nach Lützelflüh. In dem aus dem 17. Jahrhundert stammenden Pfarrhaus weist mir der junge Pfarrer den kleinen Raum, in dem Jeremias Gotthelf schrieb. Er sass mit dem Rücken gegen den Kamin. Als ein nächtiges Feuer ihn erwärmt hatte, riss ihn eine Amtspflicht ins Freie. Er erkältete sich und starb, 57jährig. In der Veranda seitlich steht die Bank, auf der er seiner Frau vorlas. Nun ruht er unter Platanen neben der Kirche. Das Alter hat den hohen Apfelbaum hinter dem Pfarrhaus längst unnütz gemacht. Aber der Dichter hat von ihm geerntet, und Pietät lässt den Baum unangetastet. Ich las mir einen Bitziusapfel auf, sass dann unter den Platanen am Eingang zum Kirchhof, unter den grossen, saftig grünen, südlichen Blättern, und mir war, als hielte ich mit dem Apfel das Eigentliche des Lebens in Händen.

30. August

Der letzte Tag im Lande Jeremias Gotthelfs. Es bezeugt die Macht der Dichtung, «dass uns die Häuser und Bäume auf dem Schauplatz seines Lebens mehr als andere Häuser und Bäume ergreifen».

Ein sanfter Wind lockert den warmen Augustnachmittag. Die Zweige der Weinreben schwingen sacht. Das seitliche Fenster des Gartenpavillons bekleiden mit grünem Licht die Blätter der Osterluzei. Sie drängt einen Stengel durch den Fensterrahmen zu dem altmodischen Stahlstich an der Wand, der einen zusammengesunkenen Alten zeigt, wie er dem Klavierspiel eines jungen Mädchens lauscht in der «Wonne der Wehmut». Darunter steht: Les Exiles (Un Air national). Um mein Glas Most schwirren Wespen. Die südliche Tür des Pavillons führt in den Bauerngarten, in dem Basilikum, Bohnenkraut, Thymian ihre Düfte brauen. An der heissen Planke hängt ein Pfirsich von der Art, die man Venusbrust nennt. Die blauen Dolden der Agapanthe, der Liebesblume, als Knospen unter den Riesenblättern verborgen bei meiner Ankunft, blühen jetzt zum Abschiede.

(Hier würden die Seite 77 abgedruckten Bemerkungen über Solothurn folgen.)